Kerstin Preiwuß: „Wir alle“

Die Qualen der Gegenwart

Von Katharina Teutsch

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 02.11.2026

Die Lyrikerin Kerstin Preiwuß beschreibt in ihrem neuen Roman vier Menschen, die auf dem brüchigen Boden der Gegenwart versuchen, ein Leben zu führen. Die Pfandleiherin Sonja bemisst den Wert der Dinge, die ihr die Menschen überlassen. Doch was sie bringen, sind nicht nur die Dinge, sondern auch ihre Geschichten.

Von der ersten Zeile an steht der dystopische Ton des neuen Romans der Lyrikerin Kerstin Preiwuß. Die Unerbittlichkeit der Verhältnisse irgendwo im Osten Deutschlands in einer Stadt, die Leipzig ähnelt. Der Stadt, in der Kerstin Preiwuß lebt. Es könnte aber auch jede andere Stadt sein, denn die Beschreibungen der Erzählerin passen überall hin und betreffen uns alle, weswegen der Roman „Wir alle“ heißt.

Kerstin Preiwuß

Wir alle

Berlin Verlag

240 Seiten

25,00 Euro

„Ich liege im Park, es ist die erste Sonne und sie brennt. Sie fackelt mir die Haut ab. Sie kocht mich und macht die Organe klar.“

Der Tag beginnt, wie schon viele davor, mit Hitze. Eine junge Frau liegt im Park. Sie beobachtet die Stadt. Die Gespräche der Leute. Die politischen Kundgebungen. Spuren der Kriege von nebenan und der Kriege von früher und vielleicht auch die von bald. Was sie sich ansehe, sagt sie, müsse sie nicht mehr wissen.

„Also gebt mir einen Algorithmus, der mir immer nur ein Eckchen voraus ist, damit die Welt mir vertraut bleibt. Ich will noch kurz scrollen, was sich angesammelt hat, bis ich alles gesehen habe und nur noch zuschaue.“

Von Beobachtern und Resteverwertern

Wo spielt sich das echte Leben ab? In den vertrockneten Parks einer ungenannten Stadt? An den abgebrannten Urlaubsorten, von denen die Leute vorzeitig abreisen müssen? Oder in den unendlichen Landschaften des Internets, das alle Arten von Katastrophen als Reel irgendwie „unreal“ werden lässt? Die Menschen, die uns in Kerstin Preiwuß’ Roman begegnen, sind Beobachter oder Resteverwerter, aber irgendwie kein produktiver Teil der Gesellschaft. Verdammt zur ewigen Beobachterperspektive, vor den Ereignissen hergetrieben oft ohne eigene Ziele.

Da gibt es beispielsweise einen arbeitslosen Laubenpieper, der in Mecklenburg nach alten Münzen gräbt und diese dann ins Pfandhaus trägt. Über ihn und seinen bescheidenen Wohnort heißt es:

„Was man hier lernt, ist, was man nicht hat. Wie man nicht über die Zukunft spricht. Woher soll er wissen, dass man eine hat."

Im Mittelpunkt stehen insgesamt vier Personen. Die Pfandleiherin Sonja, der Flaschensammler Mario, auch der Stichling genannt. Das antriebslose Mädchen Vivian und einer, der längst in Rente ist und den sie den „Häuptling" nennen. Zusammengeführt werden diese Menschen in Sonjas Pfandleihhaus. Einem Ort, an dem sich der Wert der Dinge bestimmt. Ziemlich schnöde und ohne Rücksicht auf die Geschichte, die in ihnen steckt. So bringt Vivian eines Tages einen Diamanten zu Sonja. Es ist die verarbeitete Asche ihrer kürzlich verstorbenen Mutter.

„Der ist gemacht.

Wenn das ein Problem ist.

So etwas nehme ich nicht an.
Jetzt wurde sie blass. Aber es ist doch ein Diamant?

Ja. Das schon. Aber im Grunde ist er nichts wert."

Trostlosigkeit als Programm

Man muss es ehrlich sagen: Kerstin Preiwuß hat vermutlich den traurigsten deutschsprachigen Roman der Saison geschrieben. Nicht, weil das, was darin erzählt würde, übertrieben an unser Mitleid rühren würde. Sondern weil Trostlosigkeit hier Programm ist. Über Sonja heißt es, sie sei nach einer früheren Margarine benannt worden, die in jedem Supermarktregal gelegen habe, aber den wenigsten etwas sage. Und so lernen wir ihre Gedankengänge kennen:

„Der Tag beginnt schon wieder mit Hitze, obwohl die Fenster die ganze Nacht über geöffnet waren. Schließlich ist das das ganze Geheimnis, so viel Durchzug wie möglich, dann wird es zwar nicht kälter, aber die Luft bleibt trocken. In geschlossenen Räumen hingegen sondert man durch Ausatmen und Schwitzen so viel Feuchtigkeit und Gas ab, dass man nach kurzer Zeit in den Tropen statt in der Wüste liegt. Das vergessen die meisten, bevor sie in ihren Brutkammern aus Versehen sterben. Liegen dann irgendwann in ihrem Bett und ersticken an der eigenen Abluft."

Dieses nicht gerade heitere Bild muss man erstmal in sich aufnehmen, bevor die Lektüre voranschreiten kann. Wir lernen jetzt Sonja besser kennen. Das Leben einer einsamen Frau, die als Pfandleiherin mit den Schicksalsschlägen ihrer Klienten Geschäfte macht. Die allerdings auch von sich sagt, sie helfe den Leuten dabei, wieder handlungsfähig zu werden und Platz für neue Wünsche zu schaffen. Denn das, so findet man während der Lektüre heraus, scheint eines der Hauptprobleme unserer Zeit zu sein. Nicht zu wissen, was man will und was das alles soll und wie es weitergeht. Weder die Autorin noch ihre Figuren unternehmen hier einen Versuch, ihre Gegenwart zu analysieren, dafür geraten sie in eine

Art negativen Benennungsrausch. Das Elend hat eine lange Geschichte und eine große Familie.

Dicht unter der Oberfläche hat es sich so ergeben und wartet in Laubwäldern, unter Birken und Pinien, in Marathon, Issos, Alesia oder Troja, in den dreißigjährigen, den siebenjährigen, den hundertjährigen Kriegen, den Welt-, den Freiheits-, den Bauern-, den Bindestrichkriegen, der Peloponnesische, der Punische, der Gallische Krieg. Die Varusschlacht bei Kalkriese, die Legionen wurden nie wieder aufgestellt, ihre Nummern nie wieder vergeben.

Eines Tages wird die Stadt, in der sich alles abspielt, von einem Stromausfall lahmgelegt. Die Autorin setzt ihre vier Leidgeprüften also kurzerhand in einen PKW, den der Häuptling steuert. Auf der Fluchtroute könnten sich nun bilaterale Beziehungen vertiefen. Tun sie aber kaum. Zusammen reist man ans Meer, besucht ein Casino, gleicht Weltbilder miteinander ab.

„Und nun war es auf einmal so gewesen, als hätte sich ein Zeitfenster aufgetan, als könnten sie sich kurz aus der Geschichte entfernen und in einem Warteraum aufhalten, aber worauf warteten sie?“

Das ist eine gute Frage, auf die dieses Buch, wenn überhaupt, nur eine raunende Antwort versucht.

„Ich danke meinen Quellen“, steht auf der letzten Seite als Danksagung. Dass man zuerst „Ich danke meinen Qualen“ gelesen hat, wundert nach dieser Lektüre kaum. Man hätte diesem Buch ein bisschen mehr Präzision in der Formulierung seines Anliegens und etwas mehr Liebe zu seinen hilflosen Figuren gewünscht.